

Kapitel I – „Mit dem Mietauto in die DDR“

Mit ihrem Mietauto, das sie von Los Angeles aus am Frankfurter Flughafen bestellt hatte, fuhr Sophia eines Nachts im Frühsommer 1977 mit abgeblendeten Scheinwerfern durch vollkommen verlassene Straßen eines ihr unbekanntem Leipziger Stadtteils, nachdem sie unerlaubterweise, vom Grenzübergang Herleshausen/Wartha kommend, bei Leipzig-West von der Autobahn abgefahren war. Sie suchte eine Adresse, wollte zu einer Familie Nickels, über deren Schicksal und Günter Nickels Inhaftierung sie einige Monate zuvor einen Artikel in der *Zeit* mit der Überschrift „Der Fall Günter Nickels – Neu verurteilt“ gelesen hatte. Der Journalist Günter Nickels hatte für sich und seine Familie einen Antrag auf Ausreise gestellt. Daraufhin hatte er Berufsverbot bekommen, der Antrag war abgelehnt worden. Nach wiederholten Anträgen war ihm wegen staatsfeindlicher Äußerungen der Prozess gemacht worden. Der Vorfall berührte Sophia. Hatte sie sich nicht vorgenommen, es besser als ihre Eltern zu machen, denen sie passives Verhalten und geflissentliches Wegschauen während des Naziregimes vorgeworfen hatte? Der Artikel lag tagelang auf ihrem Schreibtisch, bis sie schließlich bei der Redaktion der *Zeit* um eine Kontaktadresse bat. Die erbetene Auskunft für Norbert Nickels, einem Bruder des Journalisten, hatte sie postwendend erhalten. Sie schrieb sofort an Herrn Nickels, der seit seiner Flucht aus der DDR in Dortmund wohnte, und bekam umgehend einen ausführlichen Bericht sowie mehrere Zeitungsartikel, verbunden mit der Bitte, sich bei amerikanischen Politikern, wenn möglich Demokraten, für die Freilassung seines Bruders, der in akuter Lebensgefahr schwebte, sowie für die Ausreise der Familie einzusetzen und verwies auf die „Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa“ und die Helsinki-Schlussakte, die 1975 von 35 Ländern, zu denen auch die Sowjetunion gehörte, unterzeichnet worden war, und die gleichbedeutend für das Bestreben nach Befreiung von politischer Unterdrückung in Europa stand.

Ihre Aktentasche mit den Unterlagen, die sie nach ihrer Rückkehr aus Leipzig für ihre geschäftlichen Kontakte brauchen würde, hatte Sophia in einem Schließfach am Frankfurter Flughafen deponiert, die Adresse der Nickels hatte sie auswendig gelernt, aber die Straßenschilder an den Eckhäusern waren in der stockdunklen Nacht kaum zu erkennen. Es war Neumond. Die Luft war kühl. Ihr fröstelte, wohl auch aus einer inneren Erregung heraus. Wo war denn nur die Jacke? Und wieso bloß hatte sie in Los Angeles nicht daran gedacht, ihre Reise so zu planen, dass sie bei Vollmond in Leipzig sein würde? Die amerikanischen Kalender verzeichneten das nicht, niemand hatte sie darauf hingewiesen. Oder war es Teil des Plans? Sollte diese schwarze Nacht ein zusätzlicher Schutz sein?

Sie war schon mehrmals mit einem Mietauto in der DDR gewesen, aber bis dahin hatte sie ihr erster Weg immer direkt zu Tante Annelies geführt, die in einer Kleinstadt nicht weit von Dresden lebte, und die sie sozusagen offiziell zu einem Besuch einlud. Am nächsten Morgen würde sie sich auf dem Rathaus polizeilich melden müssen. Die Straße und das Haus kannte sie von ihrer Kindheit her, sie hätte im Schlaf dahin gefunden. Von den Menschen, die sie an diesem Abend besuchen wollte, hätte sie der Tante nichts sagen können, die hätte Sophias Vorhaben niemals verstanden und sich Sorgen gemacht. Sophia wurde mulmig zumute, was war, wenn sie auf diesem illegalen Abstecher von Vopos angehalten würde? Ein Treffen in einem Park oder außerhalb der Stadt hatte Frau Nickels verworfen. Schreiben konnten sie einander nicht, anrufen war schwierig und war die Verbindung endlich hergestellt, musste es schnell gehen, am besten kryptisch, denn irgend jemand hörte immer mit. Deshalb hatte Norbert Nickels das Treffen geplant, denn er hatte weiterhin Kontakt zu Arbeitskollegen in Leipzig, die über Umwege Nachrichten zu seiner Schwägerin trugen. Sophia konnte nur hoffen, dass alle dasselbe verstanden hatten.

Als sie in jener Nacht fast blind durch die Stadt fuhr, zweifelte sie zum ersten Mal an der Weisheit ihres Entschlusses. Hätte sie ihren Besuch nicht doch anders

planen und einfach frech tagsüber durch die Stadt fahren sollen? Dann hätte sie zur Not auch eine alte Frau oder Kinder nach dem Weg fragen können. Ganz unverfänglich. Aber war sie nicht befangen, wie alle, die in die DDR reisten? Selbst wenn der Grenzübertritt sich auch dieses Mal auf die Überprüfung ihrer Papiere, die eine halbe Stunde, durch einen Schlitz geschoben hinter der Fensterscheibe einer Baracke verschwanden, und die kurze Inspektion ihres Gepäcks beschränkt hatte? Jedenfalls hatte sie für den Fall, nach dem Weg fragen zu müssen, mehrere Großpackungen Wrigley's Kaugummi eingesteckt.

Sophia war müde vom Flug und der langen Fahrt. Sie fuhr an den Straßenrand, schaltete den Motor ab und stieg aus, um sich zu orientieren. Auf einem weißblau emaillierten Straßenschild über dem Eingang des Hauses, vor dem sie gehalten hatte, sah sie, dass sie nicht nur auf der richtigen Straße, sondern auch vor dem richtigen Haus war, und da stand auch das Namensschild der Nickels neben einer der Klingeln. Erleichtert schloss sie den VW ab und drückte zaghaft auf den Klingelknopf. Ihr Finger zuckte wie elektrisiert, der schrille Klingelton würde das ganze Haus aufwecken! Aber nichts regte sich. Standen jetzt alle hinter ihren Wohnungstüren und horchten? Sollte sie noch einmal klingeln? Da vernahm sie Schritte im dunklen Hausflur. Gleich darauf hörte sie den Schlüssel im Schloss und die Haustür öffnete sich einen Spalt breit.

„Ich bin Sophia Schwartz“, sagte sie leise.

„Und ich bin Anja Nickels. Kommen Sie, Frau Schwartz“, flüsterte eine junge Frau. Lautlos stiegen sie im Dunklen die Treppen hoch. Es war totenstill, nur einige Holzstufen knarrten verräterisch. Im zweiten Stock verschwanden sie hinter der angelehnten Wohnungstür in einem Flur, den nur das trübe Licht erhellte, das durch das Glas in der Wohnzimmertür schimmerte.

„Möchten Sie ablegen, hier sind Hausschuhe für Sie“, sagte Anja.

Sophia wusste, dass sie eigentlich ihre Straßenschuhe ausziehen und in irgendwelche ausgetretenen Pantoffeln schlüpfen müsste, tat aber so, als hätte sie

das nicht gehört und schritt aufs Wohnzimmer zu.

Anja kam ihr zuvor und öffnete die Tür. „Darf ich vorstellen, meine Mutter, Frau Nickels, und meine Zwillingsschwester Anke.“

Sie schüttelten einander die Hand. Frau Nickels sagte: „Wir befürchteten schon, Sie hätten sich verfahren oder wären an der Grenze aufgehalten worden, oder Sie hätten es sich doch noch anders überlegt.“

Auf dem Wohnzimmertisch war ein Abendbrot gedeckt und Sophia verspürte plötzlich großen Hunger.

„Was darf ich Ihnen zu trinken anbieten, Apfelsaft oder Tee?“ fragte Anke, schloss das Fenster und zog die Gardinen zu.

„Tee, bitte“, antwortete Sophia und schaute auf ihre Armbanduhr. Es war halb elf. Nach einer anfänglichen Unsicherheit kamen sie schnell ins Gespräch. Frau Nickels weinte. Hilflos und erwartungsvoll schauten alle auf Sophia. Die musste noch zu ihrer Tante weiterfahren. Das waren noch einmal drei Stunden. Nach einer knappen Stunde verabschiedete sie sich. Am übernächsten Nachmittag würden sie sich nun doch in einem Park treffen.

Im Auto lehnte Sophia sich zurück und schloss die Augen. Nur für einen Augenblick, sagte sie sich. Da stiegen die Bilder jenes Nachmittags bei der Großmutter wieder auf, als sie noch ganz klein gewesen war. Wie heute abend bei den Nickels, dachte sie. Dieselbe Angst hatte damals im Raum gelegen und sie gefangen gehalten, dieselben gedämpften Stimmen, dieselbe Ratlosigkeit in den Augen der Menschen.

Auszug von Kapitel 10 – „Die Venus des Giorgione“

Beim Badputzen dachte Sophia an Florian, den sie im Garten des Hauses seiner Eltern gesehen hatte. Sie hatte eine besonders üppige lila Fliederdolde in die Hand genommen, um den Duft tief einzusaugen und hätte am liebsten einige Zweige abgebrochen, die weit über den Zaun herunterhingen, als sie jemand ansprach: „Guten Tag, wer bist du, ich habe dich noch nie gesehen. Ich heiße Florian Brüning.“ Der Vorname war ihr neu. Sie nannte den ihren.

„Komm vor zum Tor, ich mach' auf.“

Das eiserne Tor quietschte, dann standen sie sich gegenüber. Florians langes lockiges Haar war weizenblond, seine Augen tiefblau. Er war einen halben Kopf größer als sie und erzählte ihr frei heraus, dass er mit seiner Familie, zu der auch ein Großvater und sein älterer Bruder Lothar gehörten, in dem großen Haus wohne. Die Kanzlei, wie Florian das Büro nannte, in dem sein Vater arbeitete und seine Mandanten empfing, lag im Erdgeschoss rechts neben der Haustür. „Mein Zimmer ist oben unterm Dach. Nachts studiere ich den Sternenhimmel. Siehst du das Ende des Teleskops im rechten Fenster?“ Florian schien viel zu wissen, so wie er sprach. Er war überhaupt anders. Diese überlegene Freundlichkeit kannte sie an anderen nicht. Ob das an der Arbeit seines Vaters und dem großen Haus lag?

„Du sagst ja gar nichts, weißt du überhaupt, was dein Name bedeutet?“

Natürlich wusste Sophia das. Aber auf Florians Frage hin schwieg sie, vielleicht, weil sie sich darüber ärgerte, dass er sie seine geistige Überlegenheit so offen spüren ließ?

„Mein Name bedeutet der Prächtige“, lachte er und schaute sie stolz an, „und deiner bedeutet Weisheit.“

„Ich weiß.“

„Warum sagst du es dann nicht? Aber jetzt muss ich mich an meine Hausaufgaben machen. Komm bald wieder, klinge einfach am Tor.“

Den Umweg durch Florians Straße ging sie von da an oft, und er passte sie ab, ohne dass sie sich absprachen. Beide fanden Gefallen aneinander. Manchmal saßen sie nebeneinander auf der Bank im Hof. Sie spürte seine Wärme und seinen Atem, der sie fast trunken machte. Ihre Hände zuckten, sie hätte ihn gern berührt, so stark zog er sie an, und sie wusste kaum, wie sie sich bewegen oder was sie sagen sollte, während er ihr mehr von der Arbeit in ihrer Kanzlei erzählte. Er half bei der Ablage. Was Ablage war, fragte sie nicht, weil sie nicht vollkommen unwissend erscheinen wollte. Dann wieder spazierten sie einen Feldweg entlang. Ihre Schultern streiften sich manchmal kurz oder ihre Hände berührten einander, und Sophia konnte nicht sagen, ob es aus Versehen geschah oder Absicht war. Sie fuhr zusammen und suchte dennoch die nächste Berührung, so dass sie oft minutenlang an nichts anderes denken konnte, bis sie wieder Florians Stimme vernahm, der von einem Rechtsfall berichtete, den sein Vater mit ihm erörtert hatte und in dem ein früherer Rechtsanwalt und alter Nazi angeklagt war.

„Eigentlich dürfte ich nicht mit dir darüber sprechen, deshalb nenne ich seinen Namen nicht“, erklärte Florian, „aber es wird bestimmt bald in den Zeitungen stehen. Dieser Mann war gleich nach der Wahl Hitlers zum Reichskanzler nach Berlin gegangen, über seine dunkle Machenschaften ist immer wieder gemunkelt worden, erinnert sich mein Vater. Im Sommer 1945 ist er wieder in der Stadt aufgetaucht. Er wohnt seitdem unauffällig und unbehelligt bei seiner Mutter und lässt sich nur selten in der Stadt blicken, bis er eines morgens ganz unverhofft festgenommen wurde, aber etwas Genaues ist nicht so leicht zu erfahren.“

Sophia staunte über die Geschichte und Florian fuhr fort: „Mein Vater meint, dass wir alle die Frage nach einer Moral nach zwölf Jahren Naziherrschaft und einem verlorenen Krieg ganz neu überdenken müssten, sonst würden Ethik und Moral schnell wieder auf der Strecke bleiben. Dieses Umdenken erwiese sich aber als schwierig, weil sich die Menschen insgeheim davor entsetzten, dass sie

sich so willig von den Nazis hatten missbrauchen und täuschen lassen und es nun nicht so ohne weiteres zugeben konnten. Wie siehst du das?“

„Wie sehe ich was?“ Sophia wurde rot.

„Na, die Frage nach der Moral im Alltag!“

Florian wusste viel über das Dritte Reich und dass alte Nazis überall wieder als Beamte arbeiteten. „Hans Globke steht ganz selbstverständlich auf den Fotos neben Adenauer. Weißt du, was das für die neue Republik bedeutet?“

Sophia schüttelte den Kopf. Wieso gab es bei ihr zu Hause keine Gespräche über Nazis? Dabei waren sie doch aus einem Teil des Landes in den anderen geflüchtet, da hätten solche Diskussionen eigentlich selbstverständlich sein müssen. Ohne die Nazis hätte es keine SED-Diktatur gegeben, dann hätten sie in der Heimat bleiben können. Die deutsche Vergangenheit und die Schuldfrage standen zwar immer im Raum, aber wenn sie einmal etwas fragte, warf der Vater ihr vor, dass sie davon nichts verstehe, wie ihre Fragen ja bewiesen, und wehrte sich gegen die Zumutung, über eine persönliche Schuld nachzudenken. Die Mutter schwieg. Es war, als würde die erste Generation nach dem Krieg dazu verdammt, die Elterngeneration von deren Schuld zu erlösen. Waren die sich überhaupt darüber im Klaren, wie schwer Sophia daran trug und dass es nicht ihre Aufgabe sein konnte, die Eltern zu entlasten? Sie gehörte zu dieser Puffergeneration, auf die aller Hass über das, was die Deutschen getan hatten, abgeladen wurde. Täglich gab es Berichte im Radio über die Schreckensherrschaft der Nazis und die Tageszeitungen brachten Artikel darüber. Immer unvorstellbarere Greuel und Einzelheiten unbeschreiblicher Taten drangen an die Öffentlichkeit. Damit lag ein Schatten über ihrem Leben. Sie musste sich während ihrer Gymnasialzeit in einem Land zurechtfinden und Verantwortung für etwas übernehmen, wofür sie keine Schuld traf. Sie versuchte die historischen Abläufe, die zum Zweiten Weltkrieg geführt hatten, zu verstehen, aber das war unendlich verwirrend.

Als Florian sagte, dass die Deutschen wieder lernen müssten, was Demokratie und Recht sei, horchte sie auf. Sie müssten umerzogen werden, erklärte er, die Amerikaner hätten gleich nach Kriegsende, in der von ihnen besetzten Zone, einen Prozess zur politischen Bildung gestartet, den sie „Educating Fritz“ nannten. Sophia überkam bei diesen Worten ein Gefühl der Ohnmacht. Sie verspürte eine tiefe Beschämung über die Rolle vieler Deutscher während der Nazidiktatur. „Wir diskutieren zu Hause oft darüber“, erklärte Florian, als er ihren hilflosen Blick sah. Woher wusste seine Familie das alles? In ihrer Familie hörte sie nichts dergleichen, es ging immer nur ums Geld, das sie nicht hatten, und um die viele Arbeit, die sie hatten. Warme Kleidung und feste Schuhe für die kalte Jahreszeit zu beschaffen, war über Jahre das alles überragende Problem. Sophias Zehen waren dick und rot gefroren und juckten kaum zum Aushalten.

Viele, die über Hitler redeten, verrieten sich fortwährend mit dem, was sie sagten. Sie priesen ihn dafür, dass er wieder Arbeit verschafft habe, indem er Autobahnen bauen ließ und mit solchen und ähnlichen Projekten wieder Hoffnung aufkommen konnte, dass er Jugendgruppen gründete, um die jungen Leute von der Straße zu holen, ihnen Aufgaben zuteilte, sie für Ziele begeisterte. Sophia konnte das alles so nicht glauben, ihr war dieses Gerede peinlich. Dass sie nur zerbombte Städte kannte und auf den Autobahnen kaum Autos fahren, sagte sie lieber nicht.

Florian war in der Obertertia, also eine Klasse über ihr, und wollte ebenfalls Rechtsanwalt werden, wie sein Vater und sein Großvater, der auch Florian hieß. Stolz zeigte er auf die Messingplakette, die das verkündete und neben der Klingel angebracht war. Er gebrauchte viele Fremdwörter und meinte, er würde eine Sekretärin brauchen, die mindestens zwei Fremdsprachen fließend können müsse. Seine Mutter arbeitete bis halb zwölf im Vorzimmer, dann ging sie in die Küche und kochte das Mittagessen. Ihr Name stand nicht auf dem Schild, aber es klang nicht herabsetzend, wenn Florian über ihre Arbeit sprach. In der Schule sah sie

ihn selten, und wenn sie sich doch einmal auf dem Gang begegneten, grüßten sie einander nur höflich. Während der großen Pause saß Florian auf den Stufen zur Terrasse und las. Er hatte immer ein Buch bei sich. Sophia fühlte sich durch die Gespräche mit ihm in ihrem Wunsch zu studieren bestätigt.

Als sie nach Hause kam, war niemand da. Beflügelt vom Gespräch mit Florian, fielen ihr des Vaters Kunstbände ein, die in seinem Aktenschrank eingeschlossen waren. Der Schlüssel war immer abgezogen, Sophia hatte ihn aber längst ganz hinten in der obersten Schublade des Schreibtischs entdeckt und holte ihn jetzt, schloss den Aktenschrank auf, nahm den Kunstband mit den Werken alter Meister heraus, setzte sich auf die Couch unters Fenster und suchte nach nackten Frauen. Sie fand, dass Frauen schön waren, ging ins Schlafzimmer ihrer Eltern, stellte sich vor den Spiegel der Frisiertoilette und zog sich langsam aus, die Bluse, den Rock, den BH, dann den Slip. Erst getraute sie sich kaum, in den dreiteiligen Spiegel zu schauen, in dem sie wie auf einem Triptychon erschien. Verschämt blickte sie an sich herunter, dann wieder in den Spiegel, begann sich zu drehen und zu wenden. Sie war groß und schlank. Ihre Taille war so dünn, dass sie sie mit beiden Händen umfassen konnte, ihr Becken war schmal, der Bauch flach. Sie hielt ihre langen Haare hoch, um Nacken und Rücken frei zu sehen, urteilte, dass ihre Brüste zwar klein waren, aber alles in allem fand sie sich schön. Ob sie Florian gefallen würde? Sie strich über ihre Haut, die leicht kitzelte und unter der Berührung zuckte. Auf den Armen bekam sie Gänsehaut, was sie als ein unschönes Wort wertete, es klang so unsinnlich. Gänse rupfen und Federn schleißten kannte sie von Großmutter Hedie, das machten die Frauen im Waschhaus.

So selbstvergessen hörte sie plötzlich die Stimmen der Eltern im Treppenhaus. Sie riss ihre Kleidung an sich, schnappte den Kunstband, und rannte wie um ihr Leben ins Bad, wo sie sich hastig anzog. Das Buch wickelte sie in ein Leinenhändehandtuch, den Schlüssel zum Aktenschrank ließ sie in ihre

Rocktasche gleiten und zog die Toilettenspülung. Als sie in den Flur trat, waren die Eltern in der Küche mit dem Wegräumen der Einkäufe beschäftigt, so dass sie ins Wohnzimmer schlüpfen und den Schlüssel und das Buch wieder an ihre Plätze legen konnte. Dann ging sie in ihr Zimmer, holte ihr Tagebuch hervor, schloss es auf und schrieb über „Tizians Venus von Urbino“ und die „Ruhende Venus von Giorgione“, die in Dresden hing, und die sich im Kunstband zum Vergleich gegenüberlagen. Am Abend schrieb sie aus der Erinnerung über ihr eigenes Bild im Spiegel. Sie war beglückt über ihre Erfahrung mit der weiblichen Schönheit, es war ein Unerlebnis und wurde ihre erste erotische Erzählung. Die Worte kamen schneller, als sie schreiben konnte, eine Flut, brach aus ihr hervor. Ihr Gesicht glühte vor leiser Scham. Sie hielt den Kugelschreiber zu fest, ihre Finger verkrampften sich beim Aufschreiben dieser überwältigenden Erkenntnisse. Sie zitterte am ganzen Körper vor Verlangen nach der Berührung eines Mannes. Danach hütete sie das Tagebuch noch eifersüchtiger vor fremdem Zugriff.